

28

Paul Parin

Das real existierende Paradies

Vor mir steht eine dreissig Zentimeter hohe Skulptur, die Goldy Parin-Matthèy im Jahr 1966 in einem Souvenirladen in Bamako, der Hauptstadt der Republik Mali in Westafrika, erworben hat. (Die Statuette lag in einer Ecke unter anderem Abfall.) Ein Künstler vom Volk der Dogon hat sie aus hartem Holz geschnitzt, hat einen Haken aus Eisen geschmiedet und eingefügt. Wie lange das her ist, weiss ich nicht. Man könnte das Alter mit der Radiocarbonmethode bestimmen; doch ist es gleichgültig, wann ein Kunstwerk der Dogon entstanden ist.

Dogonkünstler haben Skulpturen und Tanzmasken einmal naturalistisch, dann wieder in abstrakten Formen, oder auch mit einer Mischung beider Stilelemente hergestellt. Unsere Kunst ist in der "Klassischen Moderne» schrittweise von der Abbildung zu abstrakteren Formen gelangt, während es ihnen seit jeher, jedenfalls seit vielen hundert Jahren nur wichtig war, den *richtigen* Ausdruck zu finden. Es blieb allein dem Künstler überlassen, wie er das - begrenzt nur durch sein Können und die materiellen Gegebenheiten - gestalten wollte.

Wir nennen die Statuette das *Zweigeschlechterwesen*. Es ist für Europäer nicht einfach zu sagen, was dargestellt wird. Von der Seite gesehen ist es eine männliche Figur. Da der Mensch aus einem männlichen und einem weiblichen Anteil besteht, die sich ergänzen, ist er ein Zwillingwesen. Kein Zweifel, dass das ein Mann ist: Auf der rechten und linken Seite ist je ein Arm angedeutet, zwischen den Beinen ragt der leicht gebogene eiserne Penis heraus.

Von vorne gesehen sind es jedoch zwei Gestalten, ein ideales Paar, zwischen ihnen der eiserne Haken, *le crochet*, die Geste des Gebets.

Mit erhobenen Armen, Unterarme und Hände leicht zurückgebogen, flehen die Menschen Gottes Segen herab, seinen Samen den Regen, das Wasser, das nötig ist, damit Erde, Mensch und Tier fruchtbar werden, wie Gott es wünscht.

Als Gott Arna den Menschen schuf, musste er dreimal ansetzen. Die erste Schöpfung ging fehl. Der Sohn Gottes beging Inzest mit der Erde, seiner Mutter, drang in sie ein. So wurde er zum Wüstenfuchs, *jurugu*, der in Höhlen wohnt. Er stahl seinem Vater das Feuer und brachte es den Menschen (wie Prometheus). Der gefallene Gottessohn hat auch das Geheimnis seines Vaters erkannt (wie Adam); er verrät den Hellsehern, was die Zukunft bringen wird. Erst als im dritten Schöpfungsakt statt zweigeschlechtlicher Wesen achtzig Paare, die Vorfahren der Dogon, geschaffen wurden, waren Mann und Frau da, die weitere Generationen zeugen konnten.

Der Künstler hat den Menschen dargestellt, wie Gott ihn geschaffen hat. Wir können uns gut vorstellen, dass Mann und Frau, die sich ergänzen wie zwei Hälften, ein ideales Paar bilden. Wir finden auch, dass in der Seele jeden Mannes eine weibliche Seite und in jeder Frau eine männliche verborgen sind. Unsere Logik verlangt jedoch, dass wir uns entscheiden: Sind das zwei Wesen oder nur eines? Der Dogon-Künstler kennt dieses Dilemma nicht. Er hat zwei in einem geschaffen. Seine Magie besiegt unsere Vernunft.

Als wir im Jahr 1960 im Land der Dogon in der Republik Mali (Westafrika) waren, wollten wir psychoanalytischen Untersuchungen machen, mit Menschen reden und ihren Erzählungen lauschen. Kunstgegenstände haben wir bewundert, aber nicht gekauft. Unweigerlich wäre unsere soziale Rolle von «Touristen mit den Ohren» verfälscht worden. Man hätte uns als reiche Händler aus der Fremde eingestuft.

Das Volk der Dogon hatten wir für unser Vorhaben gewählt, weil unter den vielen Ethnien Westafrikas die Dogon von französischen Ethnologen am gründlichsten durchforscht und beschrieben worden waren. Professor Griaule, seine Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen hatten seit den dreissiger Jahren bis 1960 nicht weniger als 156 Arbeiten veröffentlicht, darunter vier voluminöse Bände. Was die Forscher vor allem motivierte, waren nicht in erster Linie die Kunstwerke, die sie einsammelten und klassifizierten. Es war das religiös-sozial-politische Regelsystem der Dogon, das sich in Symbolen und Ritualen manifestiert, das beschrieben und erklärt werden sollte. Es hat auch diese Statuette geprägt.

Die Forscher haben versucht, aus den Traditionen der Dogon eine «afrikanische» Philosophie, eine neue Metaphysik abzuleiten. Was in ihrer cartesianischen Sicht ausser Betracht fiel und von der Wissenschaft gar nicht «objektiv»

29

erfasst werden konnte, das waren die Menschen, ihr tägliches Leben, ihre Hoffnungen, Wünsche, Ängste und Leidenschaften. Gerade dies wollten wir studieren.

Abweichungen von der Regel, jenseits der Stringenz des Systems, das Leben und Sterben der Dogon bestimmt, nannten wir «Ausnahmen»; sie vermitteln zwischen der Beständigkeit, Tradition und der Wirklichkeit des täglichen Lebens. In ihnen manifestiert sich die erstaunliche Toleranz der Dogon und ihre Fähigkeit, für uns Unvereinbares -z. B. den Gegensatz der Geschlechter - als zusammengehörig zu erkennen.

Zwischen den Dörfern gilt die Regel der Exogamie, die immer eingehalten wird; der junge Mann muss seine Geliebte in einem anderen Dorf suchen. Im übrigen sind Liebesbeziehungen frei, Männer und Frauen wechseln ihre Partner, bis eine Bindung feste Formen annimmt. Sobald das dritte Kind unterwegs ist, heisst es, «sie hat das Wasser bei ihm getrunken», die werdende Mutter

zieht in das Haus des Geliebten, die Ehe ist geschlossen. Als ideale Form der Ehe gilt, dass ein Mann zwei Frauen hat.

Bei den meisten westafrikanischen Völkern muss der Bräutigam der Familie seiner Verlobten ein erhebliches Brautgeld zahlen. Die Frau muss bei ihrem Mann bleiben, weil die Familie sonst das Brautgeld zurückzahlen müsste.

Bei den Dogon bleibt die Frau aber «Besitz» ihrer Familie. Gibt es Streit mit dem Ehemann, geht sie heim zu den Ihren. Sie sagt: «Die Ameise ist in meinen Hintern gekrochen», und fort ist sie. In ihrer Familie ist sie jederzeit willkommen; die Kinder, die sie mitbringt, vermehren den Besitz der Familie. - Die Ehen sind sehr stabil, vielleicht gerade wegen der ungewöhnlichen Freizügigkeit der Frauen.

Bei der Geburt sind Knaben und Mädchen «einander gleich», doch mit den Stufen der Entwicklung und endgültig nach der Pubertät besteht eine strikte Trennung der Geschlechter. Männer und Frauen haben verschiedene Rechte und Pflichten, folgen verschiedenen Regeln, befolgen andere Tabus, verrichten unterschiedliche männliche beziehungsweise weibliche Arbeiten. Wenn jedoch ein Mädchen fühlt, dass sie ein Junge ist, tut sie das kund. Der Hogon erklärt sie zur Yasigué. Sie nimmt an der Maskengesellschaft der Männer teil, hat Vorrechte und das Wissen der Männer und unterliegt ihren Tabus. Im übrigen führt sie das Leben einer Frau, heiratet, bekommt Kinder, zieht sie auf. - Die beiden Yasigué, die wir kennenlernten, waren anziehende, kluge und energische Frauen.

Gegen Ende unseres Aufenthaltes in Sanga wollten wir wissen, wie es die Dogon mit homosexuellen Männern halten; in den vielen Gesprächen war das Problem nie erwähnt worden. Die meisten verstanden nicht, was wir meinten; wir mussten es erklären. Da sagten sie (das war die häufigste Antwort): «Nein, das gibt es hier nicht. Das ist schade. Wenn sich ein junger Mann verliebt, geht er in das Dorf seiner Geliebten und bleibt oft tagelang von der Arbeit auf den Feldern weg. Wenn die jungen Leute die Liebe untereinander erledigen könnten, würden sie viel Zeit sparen.»

Wie kann man erklären, dass gerade die Dogon eine solche Grosszügigkeit und Toleranz im Umgang miteinander haben und grosszügig «Ausnahmen» von der Norm akzeptieren? Wir haben versucht, diese Haltung von Besonderheiten des Gesellschaftsgefüges und der traditionellen Erziehung abzuleiten. Ein Brauch vor allem schien uns ausschlaggebend für die Ausbildung ihres Charakters zu sein. Knaben und Mädchen bekommen ihre Namen (bis zur Pubertät sind es vier oder fünf) nicht nach freier Wahl der Eltern wie bei uns. Bald nach der Geburt macht der Familienälteste ein kleines Ritual, bei dem Handflächen und Fusssohlen des Neugeborenen die Erde berühren, die alle



Die aus Westafrika stammende, undatierte Holzstatuette ist ein Zweigeschlechterwesen – von der Seite her gesehen eine männliche Figur, von vorne ein Paar. Der eiserne Haken zwischen ihnen: Penis und Gebetsgeste

30

ernährt. Damit erhält es seinen ersten Namen oder vielmehr die Devise, den Sinnspruch dieses Dorfes. In Sanga ist das Dolo, das heisst Mühe, Arbeit - weil die Feldarbeit auf den steinigten Feldern besonders mühsam ist. Alle, die in Sanga geboren sind, heissen Dolo, gleichsam der Familienname. Die zweite «Taufe» ist die wichtigste. Da erhält der Knabe den Vornamen seines Grossvaters, das Mädchen der Grossmutter. Es müssen nicht die leiblichen Grosseltern sein; gemeint sind Angehörige der Generation der Eltern des Vaters oder der Mutter. Gleichzeitig bekommt das Kindchen einen kleinen Stein mit einem Loch, Duge, den Buben an einer Schnur um den Hals, Mädchen um den Bauch tragen. Wenn der Vater mit seinem Sohn spricht, redet er ihn mit dem Namen seines eigenen Vaters an, dem er Respekt schuldet. Sollte er das vergessen, sieht er den Stein Duge (weil Kinder bis zum sechsten oder siebenten Lebensjahr nackt sind) und erinnert sich: Du stehst vor deinem Kind, das Gehorsam und Sitte lernen muss, doch du musst immer schön darauf achten, dass du ihm Rücksicht und Respekt schuldest wie dem eigenen Vater, wie der Mutter. Der Respekt vor dem Kind prägt die Beziehung, bis es erwachsen ist, und erleichtert die Bildung seines Willens, ergibt eine ungewöhnliche Selbständigkeit der nächsten Generation.

Noch ein Beispiel wie das Volk als Ganzes sein Leben gestaltet. Seit Jahrhunderten haben sich die Dogon ihren eigenen Glauben inmitten islamischer, oft kriegerischer Nachbarvölker bewahrt. Die energische Förderung des Islams, der Religion der herrschenden Schichten der unabhängigen Republik, stand der Tradition der heidnischen Dogon in vieler Hinsicht entgegen. Die Verwaltung verlangte, dass in jedem grösseren Dorf eine Moschee gebaut werde, und versprach technische und finanzielle Hilfe. Die Arbeit sollte nach dem Muster der kolonialen Zwangsarbeit unbezahlt und auch ohne das gemeinsame Trinken von Hirsebier verrichtet werden. Als wir zum zweiten Mal nach Sanga kamen, stand in der Talsenke zwischen den beiden Ogol eine grosse, im Stil und der Bauweise der Dogon neuerrichtete Moschee, die sich harmonisch in die menschengestaltete Landschaft einfügte. (1960 gab es keine Moschee und keinen muselmanischen Betplatz.) Da die Hilfe der Behörden auf sich warten liess, hatten sich die islamischen Fortschrittler an den Rat der Alten gewandt. Der Bauplatz wurde im Einverständnis mit dem Binupriester so gewählt, dass der Bau die verstorbenen Ahnen nicht stören konnte. Die Alten empfahlen, nicht auf die staatliche Hilfe zu warten und nach dem Brauch der Dogon zu bauen. Die Zuziehung eines fremden Baumeisters wurde unnötig, die Kosten reduzierten sich auf die Spende des Hirsebiers. Alle jungen Leute aus dem Dorf, nicht bloss die wenigen Muselmanen, nahmen an der Arbeit teil, denn niemand wollte sich aus dem kommunikativen Ritual ausschliessen. Die Frauen und

Mädchen brachten das Wasser für die Befeuchtung der Lehmziegel. Die tatenlose Abhängigkeit machte dem Gefühl einer aktiven Unabhängigkeit Platz.

31

Die Hüter der Tradition hatten nur scheinbar gegen die eigenen Interessen gehandelt. Den Alten ist es wichtig, gefragt zu werden. Das Trinken nach der Arbeit, die gemeinsame Arbeit der Dorfbewohner und nicht zuletzt die Erweiterung, das vermehrte Ansehen und verschönerte Aussehen ihres Dorfes geben ihnen ein gutes Selbstgefühl. Ein alter Mann sagte: Die Verwaltung wollte unser Dorf nicht fördern. Die jungen Leute hätten fortgehen müssen, um woanders zu beten. Unsere Vorfahren wollen aber, dass die Dörfer dort bleiben, wo der Altar des Lebens steht. Die jungen Leute sind nötig, um Kinder zu zeugen und um die Pflanzungen zu besorgen. Jetzt können sie bleiben, denn es ist eine schöne Moschee.

Als wir sechs Jahre nach dem langen Aufenthalt im Jahr 1960 wieder ins Land der Dogon fuhren, um unsere damalige Forschung nachzuprüfen und zu erfahren, wie es den Männern und Frauen seither ergangen war, war unser ausführlicher Bericht längst publiziert. Unterwegs erfassten mich Zweifel. Hatten wir die Dogon, die wir lieb gewonnen hatten, nicht allzusehr idealisiert, das Zusammenleben in der Gemeinschaft nicht allzu paradiesisch gesehen? Am Abend bevor wir hinauf nach Sanga fuhren - wir waren von Bamako den Niger entlanggefahren -, wäre ich am liebsten umgekehrt. Wenn es so ist, dass wir derart beschönigt und verfälscht haben, will ich das gar nicht wissen, mir die schöne Illusion bewahren, dass es irgendwo ein glückliches Volk gibt. Wir fuhren dann doch nach Sanga. Meine Zweifel schwanden schon am ersten Tag des Wiedersehens.

Den Dogon ist bewusst, dass ihr Leben grundrichtig ist. Ohne die Idealisierung, die uns Europäern den Blick verstellen könnte, stellen sie das in ihrem Mythos fest und auch in ihrer Kunst. Und begeistern uns damit.

Aufschlussreich ist ihre Vorstellung vom Paradies. Ihr Leben ist mit dem Tode nicht zu Ende. Die Toten leben in neuen Generationen. Sie nehmen teil an neuer Fruchtbarkeit.

Das Jenseits braucht keinen Ausgleich mehr zu bringen für die Unordnung auf dieser Welt. Bosheit und Güte finden ihren Lohn schon hier. Das Paradies der Dogon, in dem die Verstorbenen wohnen, sieht aus wie das Dogonland selbst. Die Dörfer sind wie die, in denen die Lebenden wohnen. Die Reichen sind reich, die Armen arm. Alle leben mit den Ihren und pflanzen Hirse und Zwiebeln, wie sie es taten, als sie noch auf der Erde waren. Im trockenen Busch stehen die gleichen Bäume. Aber die Früchte der Bäume haben schönere Farben, die heller leuchten. Das ist so, damit die Seligen erkennen können, dass sie im Paradies sind, und nicht mehr im Dogonland.

Parin 1995q

Das real existierende Paradies. In: Weltwoche Supplement Nr. 12, Dezember, 28-31.
